

Molke von der Alp, Luft aus dem Stall

Vier Ausserrhoder Museen machen den Tourismus zum Thema. Ein Augenschein in Heiden, dessen glorreiche Zeit weit zurückliegt.

Rolf App

Wir sehen Souvenirs aus der Blütezeit des Kurtourismus, wir sehen Ansichtskarten aus der Zeit um 1900 und Darstellungen von Heiden – vor und nach dem Brand. Weiter hinten wird es um die Hotellerie gehen, um das neue Bauen, um Badekuren, um die Kurgesellschaft und um prägende Persönlichkeiten einer Zeit, die das Gesicht des Vorderländer Dorfs prägen. Private Sammler haben viel beigetragen zur neuen Dauerausstellung im Museum Heiden, finanziert haben den umfangreichen Umbau die Stiftungen Dr. Fred Styger und Hans und Wilma Stutz.

Noch sind an diesem Montagnachmittag die Handwerker an der Arbeit. Zwei riesige goldgefaste Spiegel aus dem Hotel Freihof schauen uns aus dem zweiten Raum entgegen. Mit ihm beginnt 1848 Heidens Aufstieg in die Topliga des europäischen Kurtourismus. «Kuren und Kurieren» ist eine von vier Ausstellungen, welche die Museen in Heiden, Gais und Herisau und das Brauchtummuseum Urnäsch den Reisenden und Kurgästen des 18. und 19. Jahrhunderts widmen.

Berliner Augenarzt bringt viele Patienten nach Heiden

Zwischen 1850 und 1914 trifft sich hier die europäische «Haute Volée», zur Bade- und Molkenkur, zum Kurkonzert, zu Spaziergängen und gutem, manchmal allzu schwerem Essen, wie die Speisekarten verraten. An der frischen Luft erholen sich diese Wohlhabenden von einer Krankheit oder Operation, oder – es kommt einem bekannt vor – auch nur von der lauten, hektischen und auch ziemlich dreckigen Grossstadtzivilisation.

Der Ausserrhoder Kurtourismus ist dabei Teil eines grössten touristischen Aufbruchs, bei dem die Schweiz zum Sehnsuchtsort wird (siehe Text unten). Dass speziell Heiden aber um 1870 zu den grössten Kurorten der Schweiz gehört, verdankt es nicht nur seiner besonderen Lage, sondern einer Person: dem Augenarzt Albrecht von Graefe aus Berlin, der selber zuerst zur Erholung hier weilte, dann aber immer mehr Patienten an den Ort lotst, der, wie er einem Freund schreibt, «mit seinen immergrünen Matten und dem heiteren Blick auf den Seespiegel einen wahrhaften Zauber auf mich ausübt.»

Wie ein Dorfbrand zur grossen Chance wird

Wir sind zum Rundgang verabredet. Museumsleiter Marcel Zünd und Stefan Sonderegger, Präsident des Trägervereins, begleiten uns über den Kirchplatz. Kurz streift der Blick das Hotel Krone, das noch immer schön anzuschauen, aber schon seit Jahrzehnten kein Hotel mehr ist. Wir steigen den Kirchturm hoch, werfen vom luftigen Balkon den Blick auf den nebligen Bodensee, hinunter zur Endstation der 1875 eröffneten Rorschach-Heiden-Bahn, zur ande-



Stefan Sonderegger (links) ist Präsident des Trägervereins und Marcel Zünd Leiter des Museums Heiden.

Bild: Benjamin Manser

ren Seite hin in die Gassen des erstaunlichen Ortes, dessen Erfolgsgeschichte mit einer Katastrophe anfängt.

Dort in der Ferne, am Kohlplatz, bricht am Nachmittag des 7. September 1838 in einer kleinen Schmiede ein Feuer aus, das der heftige Föhn geradewegs ins Dorf trägt. Mit unglaublicher Schnelligkeit fangen die Schindeldächer Feuer, Feuerwehren aus nah und fern eilen herbei. Dennoch bleibt vom Marktflecken nur ein einziges Haus verschont, und dann beginnt ein Kraftakt sondergleichen: Innert weniger Jahre werden Grundstücksgrenzen neu gezogen und Häuser neu gebaut nach einem einheitlichen Muster – im Stil des Spätklassizismus.

Das «Biedermeierdorf» bildet den Rahmen für den bald einsetzenden touristischen Aufschwung, der 1914 mit dem Ersten Weltkrieg abrupt abbricht und dessen stumme Zeugen wir nun ablaufen. Denn ehemalige Hotels und ihre ehemaligen Dependancen findet man hier auf Schritt und Tritt. Übrig vom einstigen Glanz ist einzig das Hotel Linde mit seinem historischen Saal.

Mit Stallluft gegen nervöse Spannungen

Heiden ist mit seiner touristischen Hochkonjunktur spät dran. Mehr als hundert Jahre früher, 1749, schickt ein Arboner Arzt einen schwer lungenkranken Patienten aus Zürich nach

Gais für eine Kur mit Alpenziegenmolke. Der Erfolg spricht sich herum, bis ins Ausland. Ziegenmolke, ein Abfallprodukt der Käseherstellung, wirkt abführend und nährend – und unheimlich anziehend auf Patienten aus nah und fern. «Anfangs mussten wir die Molken auf dem Zimmer trinken», berichtet Ulrich Hegner 1812 mit deutlich satirischem Unterton in «Die Molkenkur» von seinem Aufenthalt in Gais, «nunmehr aber, da sich viele Fremde eingefunden, trinkt man unten auf dem grossen Platze, der mitten im Dorf ist. Auf diesem schattenlosen Boden nun trinkt man des Morgens die Ziegenmolken, die täglich aus dem Gebirge drey Stunden weit noch ganz heiss ge-

bracht wird, wofern es wahr ist, dass sie nicht unterwegs gewärmt werde – und bratet dabei an der Sonne.»

Die Ärzte, fügt er noch bei, wüssten dieses «Braten und Schmelzen» in der Sonne ebenso vorteilhaft zu deuten wie zuvor die frische, kalte Luft. Mehr noch: Ein anderer dieser Ärzte «erklärte den auffallenden Stallgeruch, den man gleich beim Eintritt in dies Land bemerkt, für heilsam. Wer kann daraus klug werden, und wie mag Reinheit der Luft und dieser Geruch nebeneinander bestehen?» Hegner spricht damit jene Kuhstalltherapie an, die auch im rege besuchten Heinrichsbad bei Herisau praktiziert wird; sie soll vor allem gut sein gegen ner-

vöse Spannungen. Wobei sich der Gast nicht etwa selber in den Stall begeben muss, vor seinem Zimmerfenster wird vielmehr frischer Kuhmist ausgebracht und ein Güllefass aufgestellt.

Die Luft ist dünner geworden

Nun, die Stalltherapie gibt es schon lange nicht mehr, gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat man auch eingesehen, dass die Molkenkur wenig bringt. Geblieben sind: die frische Luft und die Landschaft. Geblieben ist die Ruhe, die man hier erleben kann. «Wir haben nichts, das heisst: Wir haben Raum und Zeit. Darauf kann man setzen, noch immer», sagt Andreas Frey, Geschäftsführer von Appenzellerland Tourismus AR.

Und plädiert für einen sanften Tourismus, der allerdings ein «Denken im System» erfordert. «Da brauchen die Gäste nicht nur ein gutes Hotel, sondern auch gute Beratung, wenn sie Ausflüge machen wollen. Alle Elemente müssen ineinanderpassen, nur dann werden sie länger bleiben und ihre Erlebnisse weitertragen. Die Mundpropaganda aber ist noch immer das Hauptmotiv Nummer eins, um nach Ausserrhoden zu kommen, nicht die Werbung.»

So ist die Luft zwar dünner geworden gegenüber den Hochzeiten des Tourismus. Andererseits: «Heute geht vielen Menschen vieles zu schnell; da suchen sie Fluchtpunkte», sagt Andreas Frey: «Einen Ort, an dem sie aufatmen können.»

Die Schweiz als ultimative Tourismusregion

Fortschritt Zusammen mit zwei Freunden macht sich der nachmalige St. Galler Reformator Vadian im Spätsommer 1518 auf, um den Pilatus zu besteigen, obwohl dies verboten ist. Um den Pilatussee ranken sich allerlei Mythen; man glaubt, ein absichtlich in den See geworfener Stein rufe schwere Unwetter und Überschwemmungen hervor.

Interessiert beschreibt er, was er sieht, und kehrt nach Luzern zurück. Erst am Ende des Jahrhunderts wird das Verbot

aufgehoben, und noch einmal zwei Jahrhunderte dauert es, bis die Angst vor den Bergen langsam schwindet und bis die Schweiz im 19. Jahrhundert zur ultimativen Tourismusdestination wird.

Dieser Wandel hat mehrere Ursachen. Zum einen ist da eine tiefgreifende Mentalitätsveränderung festzustellen. 1732 besingt der Berner Albrecht von Haller in einem langen Gedicht die Schönheit der Alpen und das natürliche Leben ihrer Bewohner, 1761 trifft Jean-Jacques

Rousseau in seiner naturschwärmerischen «La Nouvelle Héloïse» den Nerv der Zeit. Zum andern tauchen jene jungen britischen Adligen auf, die sich auf eine «Grand Tour» durch Europa begeben auf die der um 1800 auftauchende Begriff «Tourist» zurückgeht.

Ein tiefgreifender technischer Wandel kommt nach 1848 hinzu: die Eisenbahn, die das Reisen zum Massenvergnügen macht. Hotels werden gebaut, Bergbahnen errichtet, auch auf den Pilatus. Der Alpinismus

kommt auf, und auch der Gesundheitstourismus floriert. Rousseaus Forderung aber, der Mensch solle «aus den Niederungen der Zivilisation in seinen Naturzustand aufsteigen», wie Joseph Jung in seinem anregenden Werk «Das Laboratorium des Fortschritts» schreibt, färbt auf das Bild der Schweizer ab. So bewundert der Schriftsteller Johann Gottfried Ebel am «appenzellischen Hirtenvolk die Züge gesunden Verstandes, und richtigen Gefühls dieser unverkrüppelten Natursöhne». (R.A.)